

Alexa Rentschler

Seelenfetzen

Und alles in mir zuckte. Das Blut, welches eben noch meinen Körper erwärmte, wurde kühl, lies mich frieren. Es war so, als wäre mein Körper in Eis gefangen, ein eiskalter Stein in einer Schneewüste. Ich wollte die Augen schließen, doch ich konnte nicht. Trotzdem wurde es immer schwärzer um mich herum, lächelnde Gesichter verschwanden. Zwingend versuchte ich die Augen zu schließen. Es quälte mich langsam mit anzusehen, wie Umrisse verblichen. Und es zuckte, alles in mir zuckte. Geräusche nahm ich nur noch gedämpft wahr, schrille Schreie verwandelten sich in liebliche Gesänge, der Motor in fröhliches Vogelzwitschern. Ich schloss die Augen.

Stille empfing mich, dort wo ich war. Eine so beißende Stille. Als ich versuchte, meine Augen zu öffnen, bemerkte ich, dass jene schon offen waren. Doch ich sah nichts. Nichts außer Nichts. Alles war weiß, man erkannte keinen Boden, keine Wände, kein oben und kein unten. Es war leer. Wie ein leeres Blatt Papier. Als gäbe es die dreidimensionale Welt gar nicht, aus der ich doch ursprünglich kam. Oder doch nicht? Es fühlte sich so echt an, dass es sich wiederum unwirklich anfühlte. Ich spürte nichts, keine Emotionen, keine Schmerzen. Ich wollte gehen, doch ich konnte meine Beine nicht auf das Blatt Papier setzen, in dem ich gefangen war. Denn als ich es versuchte, konnte ich sie nicht sehen. Nichts von mir war hier. Ich war alleine. Was heißt schon alleine? Ich war so alleine, dass nicht mal ich mit mir selbst hier war. Ich würde schreien wollen, das wusste ich. Ich würde weinen wollen, mich kratzen wollen. Ich würde wissen wollen, dass ich träumte oder wo ich bin. Doch nichts von dem erreichte mich wirklich. Ich dachte – Nein. Ich wusste, all' dies würde eigentlich mit mir passieren, so gut kannte ich mich. Aber ich war wie ausgewechselt, nicht ich selbst, und doch war ich ich. Oder etwa nicht? Eigentlich hatte ich mir viele Gedanken gemacht, aber doch nie die Wahrheit wissen wollen. Es war so, als hätte ich sie tief in mir drin schon getragen.

Ich wusste nicht, wie ich es geschafft hatte, doch ich hatte mich bewegt, irrelevant in welche Richtung. Denn gab es hier überhaupt Richtungen? Gedankenverloren und gedankenversunken wechselte ich den Ort, immer wieder und immer öfter. Als würde ich nach etwas suchen, von dem ich wüsste, was es wäre. Doch ich wusste es nicht,

aber etwas in mir wusste es. Es kam mir wie eine Ewigkeit vor, obwohl ich mir nicht sicher war, ob hier Zeit eine Rolle spielte, bis ich in dem grellen, fast schon stechenden Weiß, eine Blume erkennen konnte. Nie hatte ich mich so gefreut, den Duft frischer Blumen in die Nase zu bekommen. Sicher, erfreute man sich an ihnen. Aber nicht in so einer Art und Weise. Im endlosen, weißen Meer wuchs eine einzige Blume. Eine gelbgrüne Narzisse. So einsam, so alleine. Genauso wie ich es war. Nur gab es einen gewaltigen Unterschied, der uns blieb. Ihre Farben, ihre Ausstrahlung versprühte Hoffnung. So gewaltige Hoffnung, dass sie auf mich abfärbte. Ich spürte ein Lächeln, welches sich auf meinem nicht sichtbarem Gesicht breit machte. Ich spürte meinen unwirklichen Körper voller Hoffnung und Freude glühen. Ehe ich begriffen hatte, was die einsame Blume mir vermitteln wollte, oder vielleicht auch, was ich mir einredete sie würde mir vermitteln wollen, erschien hinter ihr eine Tür. Sie war wunderschön, Gold und Silber, und alles zugleich. Farben, die kein Auge je zu Gesicht bekommen hatte. Es war eine wunderschöne Tür. Rosen zierten ihre Seiten, Glimmer ihren Knopf. Sie war ein wenig geöffnet und so stieß ich die Tür auf und schlüpfte durch sie hindurch.

Von dem strahlenden, beißenden Weiß hinein in ein Schwarz. Aber es war nicht irgendein Schwarz. Es war das unglücklichste und fürchterlichste Schwarz, welches ich je zu Augen bekommen hatte. Doch um so fürchterlicher es wurde, um so furchtloser wurde ich. Ich erinnerte mich an die Blume und vor allem an die Hoffnung, die sie mir geschenkt hatte. Aber es war so, als hätte ich noch etwas bei mir, bei dem ich mich sicher fühlte. Wie früher, meine Familie, als ich noch ein Kind war. Trauer überrollte meine Seele, bei dem Gedanken an sie. Meine Familie von der ich getrennt wurde. Es schmerzte, schmerzte zu sehr, doch das Gefühl und die Gedankengänge ließen sich nicht vertreiben oder gar verdrängen. Verwunderung traf mich, als eine Stimme den leeren Raum füllte. Eine sanfte, ruhige Stimme. Ohne jegliche Worte, nur eine Stimme. Sie sang nicht, sie sprach nicht, sie machte keine Geräusche und doch erfüllte sie den Raum und mein Herz. Ich tappte im Dunkeln, aber wusste instinktiv, wohin ich gehen musste. Vielleicht redete ich es mir auch einfach nur ein, ich wüsste das. Begleitet von der Stimme, fing ich langsam aber sicher an, mich an das Schwarz zu gewöhnen, welches mich umgab. Doch Konturen irgendwelcher Gegenstände oder gar Lebewesen konnte ich nicht erkennen, geschweige denn Wände oder eine neue Tür. Und ich lief, ich lief mir die Beine

wund. Obwohl ich doch gar keine mehr besaß, bildete ich mir ein, ich könnte sie spüren. Ich bildete mir ein, ich würde spüren, sie zu benutzen, dass sie den Boden, der gar nicht existierte, berührten. Nach einiger Zeit war ich mir aber nicht sicher, ob ich mir nur einbildete; ich hätte welche, oder ob ich mir nur einbildete, ich hätte eben keine. Alles war so verwirrend und ich wusste, normalerweise würde ich in Panik geraten, ich würde schreien und weinen wollen. Aber ich blieb ganz ruhig, obwohl mein Verstand mir vermittelte, es müsste anders sein. Die Zeit verging wie im Flug. Jene Zeit, die gar nicht präsent war. Ohne zu bemerken, vergaß ich die Trauer, die mich anfangs so sehr erfüllte, als ich den Raum betreten hatte. Eigentlich vergaß ich sie wohl nicht, sondern verarbeitete nur das Geschehene. Endlich, denn nie hatte ich das über mein Herz gebracht, nie hatte ich den Verlust ertragen können, selbst nach all den Jahren. Doch irgendwas hatte mir dabei geholfen. Und es tat mir unbeschreiblich gut. Von weit entfernt leuchtete etwas. Etwas rundes, kleines. Und ich erkannte, es war ein Knopf einer Tür, die ebenso strahlte. Wieder in den schönsten Farben – ich steuerte wie ein Motte auf die Tür zu, als wüsste ich, was mich dahinter erwartete.

Als ich mich durch den Spalt der Tür quetschte, erwartete mich auf der anderen Seite genau das, was ich vermutet hatte, obwohl ich davon nicht gewusst hatte. Ich hätte im Traum nicht daran gedacht, so etwas zu sehen. Aber, ich spürte, dass mein unsichtbarer Körper zufrieden war, mein zweites Ich, meine zweite Persönlichkeit, von der ich nichts wusste, die aber mich kannte. Zu gut kannte. Sand, nichts als Sand. Kein weiß, kein schwarz. Nur Sand. Sand und dieser Wind, der den Sand über meinen Körper blies. Bildete ich mir nur ein, dass er mich streichelte? Dass er meinem Körper schmeichelte, ihn umgarnte? Ich genoss dieses Gefühl, nicht alleine zu sein und sah den Wind als ein Geschöpf an, welches durch den endlosen Sand mit mir kommunizierte. Freude durchströmte meinen Körper, obwohl ich in einer wasserleeren Wüste gefangen war. Doch, die Einsamkeit hatte mich verlassen, dies machte mich glücklich. Wir liefen einige Schritte über den heißen Sand, der heiß war, ohne dass Sonne darauf schien. Es gab keinen Himmel, keine Sonne, nichts. Wirklich nichts, es war nur Sand, überall Sand. Aber ich war nicht darunter gefangen, sodass er über mir sein konnte. Nein, so war es nicht. Aber doch war es überall. Hier waren mehr Sandkörner gewesen, als ich je in meinem ganzen Leben zu Gesicht bekommen habe. Mehr, als alle Strände der anderen Welt beherbergten. Eigentlich

hätte es schrecklich sein müssen, verloren zu sein. Und anfangs, das musste ich mir eingestehen, hatte ich Angst. Tief in mir drin hatte ich das, auch wenn es irgendetwas in mir nicht zulassen wollte, hatte ich das. Aber der Wind, mein neuer Freund, flüsterte immer wieder. Sang in meine unsichtbaren Ohren, denn er wusste genau, was mich beruhigte. Und es war schön zu wissen, dass ich nicht alleine war. Ich sah das Gute, welches eindeutig unterlegen war, trotz all dem Schlechtem. Es verwunderte mich.

Urplötzlich hörte mein Weggefährte auf, zu flüstern. Es blieb still, nur der leblose Sand leistete mir Gesellschaft. Ich wusste, ich würde weinen wollen, schreien wollen, mich kratzen wollen! Dass ich jetzt schon wieder alleine war, hätte mich entsetzen sollen. Doch, Verwirrtheit war das, was übrig geblieben war. Nichts, nichts als die Verwirrtheit. Nichts Negatives, nur die Verwirrtheit. Nach einiger Zeit fiel mir aber auf, dass mein Freund erst verschwand, als jene Gedanken, welche ich zuvor hatte, meinen Kopf füllten. Nachdenkend suchte ich nach einer neuen Tür, ohne zu wissen warum. Aber, es müsste wohl an der Zeit sein, eine neue zu betreten, das fühlte ich. Und ich hatte recht, zwischen Sand und nochmal Sand, war eine Tür. Eine rotblaue, mit goldenen Verzierungen. Anders als die anderen, aber dennoch schön. Ich lief durch sie hindurch.

Am anderen Ende erwartete mich ein Raum voller Zeit. Genaugenommen ein Raum, ein sehr großer Raum, voller Uhren. Unmengen von Uhren. Große und kleine, mit Zahlen und ohne und welche voller Verwirrung. Viele Farben, wenige. Viele Zeiger, wenige. Standuhren, Hängeuhren, sogar Armbanduhr. Doch keine einzige davon lief, alle standen still, gaben keinen Mucks von sich. Das Einzige was zu hören war, war mein Herzschlag. Vermutlich bildete ich mir nur ein, wie mein Herz beinahe meinen Brustkorb durchbrach, so laut empfand ich es. Es pochte und pumpte und sollte eigentlich erwärmtes Blut durch meinen Körper fließen lassen, um ihn zu erhitzen, leben zu lassen. Aber all das spürte ich nicht, nur das Geräusch. Das Geräusch und das Pumpen. Ich machte einige Schritte vorwärts und sah mir die stillen Uhren von Nahem an. Eine gefiel mir besonders, obwohl ich nicht recht wusste wieso. Vielleicht weil ein kleines Vögelchen aus Metall auf ihr saß und sie mich daran erinnerte, wie gerne ich solche doch gejagt hatte. Ich hatte mir gewünscht, ich könnte es zwitschern hören, immer dann wenn eine Stunde voll schlug. Aber es war so still hier, so unheimlich still.

Plötzlich fing die Uhr direkt vor mir, jene mit dem Vögelchen, langsam an sich zu bewegen. Der Sekundenzeiger tickte. Langsamer als er sollte, langsamer als eine Sekunde, aber er tickte. Auf der Uhr war es kurz vor 16 Uhr. Als ich versuchte, um die Uhr herum zu laufen, bemerkte ich, wie langsam ich gehen musste, um mich fortzubewegen. Es war, als würde jene Uhr mein Tempo bestimmen. Somit blieb ich stehen, wartete auf das Zwitschern, wenn es 16 Uhr schlug. Ewigkeiten vergingen, doch dann passierte es. Es zwitscherte, wunderschön und schrill. Doch mit einem verstummte die Uhr wieder und hinter mir, ganz links, eine silberne Wanduhr, fing an zu ticken. Tick. Tack. Tick. Tack. Aber viel schneller als jene zuvor, und die Sekunden waren zweimal so schnell, als normale. Ich eilte zu ihr rüber, und ich eilte wirklich. Auch diese Uhr beherrschte mein Tempo. Es war kurz vor 17 Uhr. Dann schon kurz vor 17.30 Uhr. Dann verstummte sie.

Wie schnell die Zeit doch verging. Eine große, helle Uhr, größer als alle Standuhren, begann die Zeit anzuzeigen. 18 Uhr. Ihr Tempo empfand ich als normal, viel zu normal in dieser bizarren, verwirrten Welt. Welt? Wie konnte ich das hier als Welt definieren. Doch ein anderes Wort fiel mir um Gottes Willen nicht ein, somit blieb ich bei Welt. Bei Traumwelt. Traumwelt gefiel mir.

Normalschnell oder auch normallangsam ging ich auf die Uhr zu, eine schöne, alte Armbanduhr. Sie erinnerte mich an etwas. An die Uhr, welche die alte Frau damals getragen hatte. Damals, als ich noch ein Kind war, ein kleines unschuldiges Kind. Ich hatte sie immer mal besuchen wollen, nach ihr schauen wollen. Doch monatelang hatte ich es vor mir her geschoben, denn ich wollte diese Zerbrechlichkeit nicht spüren, nicht sehen. Nach 7 Monaten starb die Frau, und ich hatte es nie übers Herz gebracht, sie zu besuchen. Wie schnell die Zeit doch verging, das wurde mir nun bewusst. Viel zu bewusst. Ich hätte mir meine Zeit mehr einteilen sollen. Die Uhr verschwand sachte und dahinter befand ich eine neue Tür. Eine silberne, graue ohne irgendwelche Verzierungen. Ich huschte durch sie hindurch.

Als ich den nächsten Raum betrat, kam ein ungutes Gefühl in mir hoch, ein richtig beängstigendes sogar. Zuerst sah ich gar nichts, denn meine Augen mussten sich erst an das Bevorstehende gewöhnen. Es war komisch, so etwas zu denken. Wie konnten sich Augen an etwas gewöhnen, wenn man gar keine hatte? Oder hatte ich welche und jeder hätte sie sehen können, nur ich nicht? Wie kam ich überhaupt auf

die Idee, ich könnte meine eigenen Augen sehen? Die Räume, die Türen brachten meine Gedanken ganz durcheinander. Das einzige, was ich bei mir behalten konnte, waren die verschiedenen Botschaften, welche mir in jedem Raum mitgegeben worden sind.

Ich erschrak, es war das erste Mal, dass mir das aufgefallen war. Die Räume beinhalteten Botschaften? Warum? Und wer wollte das? Meine Augen, meine unsichtbaren sichtbaren Augen, hatten sich langsam daran gewöhnt. An Spiegel, tausende von Spiegel. Kein Boden, keine Decke. Nichts, nur Spiegel. Ich hatte gar nicht gewusst, wie ich mich überhaupt bewegen sollte. Nach langem Zögern hatte ich es dann schließlich probiert, bewegte meinen abwesenden Körper über die Spiegel, durch sie hindurch, vielleicht auch oben drüber. Hoffnungsvoll traute ich mich, in einen der Spiegel zu schauen. Eigentlich hatte ich nicht viel erwartete und somit war ich auch nicht enttäuscht, als ich kein Spiegelbild hatte. Doch der Zorn überrollte mich, Zorn und Verwirrung. Mit verzerrtem Gesicht, probierte ich tausende Spiegel aus, jeden einzelnen. Aber keiner zeigte mich in sich. Kein Einziger.

Erst nach dem ich mich beruhigt hatte und ohne jegliche Hoffnung und ohne Körper - auf einem der Spiegel saß, oder lag, vielleicht auch stand oder erschien ein Bildnis in einem der Spiegel mir gegenüber. Aber darauf war nicht ich zu erkennen, falls ich überhaupt noch wusste, wie ich aussah. Doch ich war mir relativ sicher, dass ich so nicht aussehen musste. Aber wenn ich lächelte, lächelte das Abbild ebenfalls. Wenn ich mich drehte, tat es das auch. Es war ein komisches Wesen, ein rot-oranges, und kein mir bekanntes. Es brannte aus den Augen, oder vielleicht war das Feuer den Augen einfach gleich gesetzt? Ich wusste es nicht. Aber, es sah wütend aus. Zornig. Plötzlich, wie verzaubert, sah es ganz friedlich aus, viel zu friedlich. Es wurde rosa, rosa und ein helles, sanftes blau. Weiße Augen, unschuldig. Naiv, wie die eines Kindes. Mit den Augen eines Kindes, durch eine grauenhafte Welt. Diese Fähigkeit gefiel mir, musste ich zugeben. Aber, so positiv es auf mich wirkte, war es wohl doch nicht. Der liebevolle Blick, der sanfte, schöne Blick wurde durchbohrt von tausend Nadeln. Tausende Nadeln zerfetzten das Gesicht des Wesens, aber es lächelte weiter. Die Augen glühten immer noch in kindlichem Leichtsinn. Ich bewegte mich – wohl zu schnell. Denn das Wesen sprühte vor Zorn, von einer Sekunde auf die Nächste. Hatte ich etwas falsch gemacht? Keinen Zentimeter bewegte ich mich weiter und mein Ebenbild wurde wieder ruhig und gelassen. Und fett. Immer fetter, dass es gar platzte. Und hinten, ganz hinten hingen Skelette armer, verhungertes

Kreaturen. Sie schrien und kreischten und mein Spiegelbild wurde immer fetter und fetter. Blitzschnell drehte ich mich um, dachte, auch hier würden Verhungerte hängen. Aber ich sah nur von dem einen Spiegel, in den nächsten. Zorn, Leichtsinn, Egoismus und Gier. Waren dies Botschaften, welche mir mit auf den Weg gegeben wurden, als sich der Spiegel öffnete und mich förmlich einlud?

Eine bunte Wiese, eine wunderschöne, gar bezaubernde Wiese voller Schmetterlinge. Schmetterlinge, welche ich nie zuvor zu Gesicht bekam. In Farben, in tausende von Farben, welche gar nicht existierten. Staunend betrachtete ich die bunte Vielfalt, wünschte ich könnte mit ihnen fliegen, anstatt an den Boden gefesselt zu sein. Doch halt? Wie konnte ich an den Boden gefesselt sein, wenn ich keine Beine besaß? Wenn ich doch keinen Körper hatte, warum sollte ich dann an den Boden gefesselt sein? In dieser unwirklichen viel zu wirklichen Welt, war hier denn nicht alles möglich? Ein violetter, glitzernder Schmetterling setzte sich auf mich drauf, wo auch immer er saß, ich spürte ein Gewicht und seine Nähe. Seine wunderschöne Farbe verzauberte meine Augen, ließen mich verliebt machen. Er glänzte, glitzerte, glimmerte. Erstrahlte den Tag, die Nacht, vielleicht auch die Unendlichkeit. Ich wusste nicht mehr, was dies alles war.

Aber, Schmetterlinge sterben so laut. Ein pfeifender, schriller, aber doch ein Ton gleich einer Melodie ertönte. Der Schmetterling krümmte sich, ließ die Flügel hängen, dann den Kopf und schließlich konnte er sich nicht mehr auf seinen schwachen Beinen halten. Er starb. Vor meinen Augen starb das Schönste, was ich je gesehen hatte. Die schönen Farben wurden grau, braun, dann schwarz. Auch das Schönste dieser irrealen Welt war vergänglich. Vergänglichkeit. Auch der hellste Stern wird schwächer. Nie hatte ich mir darüber Gedanken gemacht, hatte mich für etwas Besseres gehalten. Aber eigentlich, eigentlich waren wir alle gleich. Egal ob Fuchs, ob Katze, ob Maus oder Mensch. Wir alle waren gleich. Wenn wir starben, waren wir alle gleich.

Viele weitere Töne. Neben mir und vor mir stürzten Schmetterlinge zu Boden, alle schönen, alle nicht so schönen. Hinter mir über mir stürzten sie herab, mit verblassten Farben. Wurden schwarz, bewegten sich nicht mehr. Alle starben. Alle waren sie nun gleich. Ob sie lebend lila waren, oder braun, oder in allen

Regenbogenfarben geschimmert hatten. In einem Meer voller Tod, war das einzige Lebende etwas Irreales, ohne Seele und ohne Körper.

Links von mir erschien eine Tür und es fühlte sich an, als wäre es die letzte meiner Reise. Sie war nicht so schön, wie alle anderen. Sie war braun, eine ganz normale Haustür. Aber, als ich sie betreten wollte, war sie zu. Zugeschlossen! Wie sollte ich durch diese Tür kommen? Zwar besaß ich keinen Körper, doch auch das was von mir übrig blieb, konnte nicht ohne weiteres dort durch. Ich hatte gewusst, ich würde verzweifeln, weinen und schreien wollen. Mich kratzen und hassen wollen. Aber – Ich blieb ganz still, als wüsste ich, was passieren würde. Oder ich hätte zumindest irgendetwas in mir drin, was es wusste. Denn um mich herum verschwand alles. Die toten Schmetterlinge lösten sich auf, die Wiese verschwand. Nur unendlich viele Schlüssel blieben übrig. Unendlich viele.

Ich spürte, was meine letzte Aufgabe war. Ich sollte den Schlüssel zu dieser Tür suchen. Aber wie sollte ich in diesem Meer voller Herzenssplitter den Passenden finden? Verzweiflung entfaltete sich in mir, pure Verzweiflung hätte mich ergreifen sollen, mit in die Tiefe stürzen sollen. Und tief in mir drin, viel zu tief in mir drin, passierte genau das. Ein Teil meiner Seele vergrub sich im letzten Erdloch dieser Dimension, verzweifelte an dieser Aufgabe, hasste die ganze Welt und sich selbst. Doch langsam aber sicher hatte ich es ein wenig begriffen. Ich wusste, dass was ich fühlen musste, spürte ich so tief in mir drin, dass es mich gar nicht erreichte. Das Wesentliche war sicher und stark, half mir, den Kopf nicht zu verlieren in dieser Welt voll Verlorenem und Gefundenem. Ich hatte meine Beine verloren, meine Augen, meinen ganzen Körper, meine alte Seele. Und gefunden, vielleicht sogar gewonnen, hatte ich neuen Mut. Ich habe gelernt, hoffnungsvoll zu sein, habe gelernt, über Trauer hinweg zu kommen. Der Wind der Wüste zeigte mir, dass Positives sichtbar werden kann. Auch lernte ich, dass Zeit etwas kostbares ist und dass ich sie mir besser einteilen sollte. Sein wahres Ich zu erkennen, war für mich früher unerreichbar gewesen, deshalb hatte ich an den schlechten Dingen nie arbeiten können, aber auch das habe ich gelernt, durch die Spiegel, die mir mein wahres Ich zeigten. Und die sterbenden Schmetterlinge gaben mir die bislang letzte Botschaft mit auf den Weg: Denn ganz egal, in welchem Abteil du reist. Wir sind alle gleich, wenn der Zug entgleist.

Und nun? Nun wusste ich, ich müsste vor Verzweiflung schreien wollen. Ich würde weinen wollen, mich kratzen wollen! Doch, ich blieb ganz ruhig, drehte mich nach links, nahm den braunen Schlüssel, steckte ihn in die Tür und öffnete sie. Kein Erstaunen machte sich in mir breit, denn es war das, was ich erwartet hatte. Und dieses Mal das Ich, jene Seele, ganz tief in mir drin. Lächelnd lief ich durch sie hindurch und wurde geblendet von einer strahlenden Sonne. Blinzelnd versuchte ich zu erkennen, wo ich mich befand. Aber außer Strahlen und einigen Wolken, befand sich hier nur ein großes, marmoriertes Tor. Und drunter durch liefen sie.

Wunderschön, mit Flügeln, die sie zierten. Meine Familie. Ihre Pfoten glichen den Schönsten, die ich je gesehen hatte. Ihre Schweife waren bestückt mit goldenen Strähnen und wunderschönen Blumen. Geflügelte Füchse. Sie lächelten, lächelten breit und kamen mir entgegen. Ich war wohl tot. „Sieht so der Himmel aus, Familie? Bin ich am Ende meiner Reise?“

Doch bevor mir jemand antwortete, schloss sich das Tor mit einem lauten Knall, meine Familie wurden zurückgezogen und ich ebenfalls. Ich versuchte meine Krallen in den Boden zu rammen, versuchte mich hier zu halten. Mit letzter Kraft in meinem irrealen Körper versuchte ich mich hier bei meiner Familie zu halten. Aber eine unsichtbare Hand ergriff mich und wollte mich nicht hier lassen. Schließlich ergab ich mich, schloss die Botschaften dieser Welt tief in mein Herz und folgte meiner Bestimmung. Wenig später befand ich mich auf einem kalten Tisch wieder. Metall, kaltes Metall. Und ich lag darauf. Ein lebendes Herz erschütterte meinen Körper. Ein reißender Fluss aus warmem Blut erhitzte ihn. Blinzelnd sah ich lächelnden Menschengesichtern entgegen. Sanft strichen sie mir übers Fell und ihre Blicke sagten mehr als tausend Worte. Sie hatten mich überfahren. Und sie hatten mich gerettet.